

RICARDA HUCH



WALLENSTEIN

EINE CHARAKTERSTUDIE

Ricarda Huch

Wallenstein: Eine Charakterstudie

Bereicherte Ausgabe.

Einführung, Studien und Kommentare von Melina Bauer

Published by

MUSAICUM

Books

- Innovative digitale Lösungen & Optimale Formatierung -

musaicumbooks@okpublishing.info

Bearbeitet und veröffentlicht von Musaicum Press, 2021
EAN 4066338117465

Inhaltsverzeichnis

[Einführung](#)

[Synopsis](#)

[Historischer Kontext](#)

[Wallenstein: Eine Charakterstudie](#)

[Analyse](#)

[Reflexion](#)

[Unvergessliche Zitate](#)

[Notizen](#)

Einführung

Inhaltsverzeichnis

Zwischen der verführerischen Logik der Macht und der unberechenbaren Freiheit des Individuums spannt sich in dieser Studie der Bogen, an dem Wallensteins Gestalt geprüft wird. Ricarda Huch entfaltet in Wallenstein: Eine Charakterstudie ein ernstes, konzentriertes Bild des kaiserlichen Feldherrn, das innere Disposition und äußeren Zwang fortwährend aufeinander bezieht. Statt die Ereignisse aufzuzählen, fragt sie nach der Struktur eines Charakters, der im Gewirr von Konfession, Hofpolitik und Kriegsökonomie zu Entscheidungen gedrängt wird. So entsteht eine dichte Annäherung, die die historische Figur weder verklärt noch verurteilt, sondern als Prüfstein eines Epochempfindens nutzt. Der Leser tritt in einen Raum bedachter Beobachtung, in dem jede Geste auf Hintergrund, Motive und Konsequenzen abgeklopft wird.

Das Buch ist eine historisch-biographische Charakterstudie und bewegt sich auf den Schauplätzen des Dreißigjährigen Krieges: in den zersplitterten Territorien des Heiligen Römischen Reiches, in Böhmen und an den Schaltstellen der habsburgischen Macht. Huch verzahnt politische Topografie, militärische Praxis und höfische Kultur, ohne den Blick für die psychologische Textur zu verlieren. In ihrem Gesamtwerk steht die Studie neben ihren geschichtlichen Darstellungen desselben Zeitalters und profitiert von deren Materialfülle und Nüchternheit. Der Rahmen ist weniger erzählerische Dramatisierung als methodische Betrachtung, die die Figur in ihrem situativen Kontext verankert. Die geografische Weite wird stets auf die innere Topografie des Protagonisten zurückbezogen.

Ausgangspunkt ist die Beobachtung eines Aufstiegs, der aus provinziellen Anfängen in die Nähe der kaiserlichen Entscheidungsträger führt, begünstigt von konfessioneller Zerrissenheit und einem Kriegswesen, das Unternehmertum belohnt. Huch betrachtet die Mechanik dieses Aufstiegs und fragt nach der seelischen Ausrüstung, die ihn ermöglicht. Sie verfolgt, wie Bündnisse, Patronage und Logistik eine Handlungsmacht erzeugen, und prüft zugleich, wo Charakter und Umstände einander begrenzen. Konkrete Schlachten oder Wendepunkte treten zugunsten einer Analyse zurück, die den Leser in die Laborbedingungen politischer Wirksamkeit einführt, ohne das Ergebnis vorwegzunehmen. So entsteht ein Spannungsfeld, das Handlungsspielräume sichtbar macht, ohne sie zu romantisieren.

Die Stimme ist sachlich und zugleich von stiller Spannung getragen; Huchs Prosa bleibt kontrolliert, dicht und frei von überflüssiger Pose. Sie schreibt mit historischer Nachdenklichkeit, die Sinn für Atmosphäre beweist, ohne in Anekdotisches zu zerfallen. Vergleiche, Motivkonstellationen und präzise Begriffsarbeit strukturieren das Lesen, während knappe Szenen die Abstraktion erden. Der Ton ist ernst, bisweilen melancholisch, doch nie zynisch; er lädt dazu ein, Ambivalenzen auszuhalten und Hypothesen zu prüfen, statt vorschnelle Urteile zu fällen. Der Rhythmus der Argumentation verlangsamt den Blick und schärft die Wahrnehmung für feine Verschiebungen. Gelehrte Präzision verbindet sich mit literarischer Disziplin.

Zentrale Themen sind Machttechnik und Gewissen, Loyalität und Selbstbehauptung, Kalkül und Charisma. Huch zeigt, wie militärische Organisation und finanzielle Strukturen eine Persönlichkeit formen, und wie Führungsanspruch immer auch eine Arbeit an Symbolen und Wahrnehmungen ist. Sie interessiert sich für das Verhältnis von persönlicher Verantwortung und den anonymen Sachzwängen einer Kriegswirtschaft. Damit wird Wallenstein

nicht zum Exempel einfacher Lehre, sondern zum Knotenpunkt, an dem Fragen nach Freiheit, Schicksal und Verantwortung mit nüchterner Genauigkeit geprüft werden. Auch die Sprache der Macht – Rang, Titel, Rituale – erscheint als Werkzeug, das Identität stiftet und Zugriff ermöglicht.

Gerade darin liegt die heutige Relevanz: Die Studie beleuchtet Mechanismen der Macht, die auch moderne Organisationen, Politik und Krisenmanagement bestimmen. Sie sensibilisiert für die Ethik des Entscheidens unter Unsicherheit, für die Versuchungen charismatischer Führung und für die Problematik, wenn Mittel zum Zweck sich verselbständigen. Wer über Sicherheitsökonomien, die Inszenierung von Autorität oder die Konstruktion politischer Mythen nachdenkt, findet hier eine klare, historische Versuchsanordnung. Huchs nüchterner Blick schützt vor Romantisierung und liefert eine Sprache, um komplexe Verantwortungsbeziehungen zu beschreiben. Das macht die Lektüre zu einer Schule der Urteilkraft, die über den Einzelfall hinausweist.

Als Einführung eignet sich das Buch für Leserinnen und Leser, die eine konzentrierte, geistig redliche Annäherung an eine umstrittene Figur suchen, ohne dramatische Übersteigerung und ohne belehrende Verkürzung. Es bietet den Reiz eines präzisen Gedankengangs, der sich Zeit nimmt, Argumente zu prüfen und Gewichtungen offenzulegen. Wer sich für die Frühneuzeit interessiert, entdeckt zugleich eine Schule des Sehens, die hinter die Oberfläche großer Namen zurückführt. So erweist sich die Charakterstudie als Einladung, Macht als menschliche Praxis zu verstehen, deren Tragweite erst im ruhigen Lesen sichtbar wird. Sie öffnet Denkwege, statt Antworten zu diktieren.

Synopsis

Inhaltsverzeichnis

Ricarda Huch's Wallenstein: Eine Charakterstudie zeichnet ein historisch-psychologisches Porträt des kaiserlichen Feldherrn im Rahmen des Dreißigjährigen Krieges. Die Autorin verbindet erzählende Darstellung mit analytischen Passagen und folgt der Entwicklung ihres Gegenstands vom Aufstieg bis zu seiner letzten politischen Krise, ohne den historischen Ablauf auszuerzählen. Leitend ist die Frage, wie Persönlichkeit, Machtstreben und die Dynamik eines entfesselten Krieges sich gegenseitig bedingen. Huch stützt sich auf zeitgenössische Zeugnisse und spätere Urteile und prüft deren Perspektiven. So entsteht ein Untersuchungsbogen, der das Spannungsfeld zwischen individueller Entscheidung, institutionellen Zwängen und Zufall sichtbar macht und die Voraussetzungen für Wallensteins ungewöhnliche Stellung erklärt.

Zu Beginn skizziert Huch Wallensteins Herkunft und die Umstände seiner frühen Laufbahn in einem mit Konfessionskonflikten und Machtverschiebungen überladenen Europa. Sie zeigt, wie militärisches Talent, organisatorische Begabung und ein Gespür für politische Konjunkturen ihn in den kaiserlichen Dienst führten. Ein erster Wendepunkt liegt in der Einsicht, dass Kriegführung zugleich Verwaltung, Finanzierung und Loyalitätsmanagement erfordert. Wallenstein erkennt die Möglichkeiten, die ein großes Söldnerheer bietet, und gewinnt damit rasch an Einfluss. Huch betont, dass dieser Aufstieg weniger spektakulären Schlachtensieg als die Fähigkeit verdankt, Ordnung im Chaos zu schaffen und Interessen zu bündeln.

Im Zentrum steht die Errichtung eines von Wallenstein geprägten Heerwesens, das sich weitgehend selbst trägt und dem Oberbefehlshaber beträchtliche Handlungsfreiheit verschafft. Huch beleuchtet die Mechanik dieses Systems: Beiträge, Versorgungslinien, Disziplin, Patronage. Zugleich arbeitet sie den Konflikt heraus, der aus einer quasi autonomen Machtbasis innerhalb eines Reiches entsteht, dessen Legitimität aus dynastischer Autorität und ständischer Zustimmung gespeist wird. Misstrauen am Hof, Rivalitäten unter Verbündeten und die Sorge vor persönlicher Machtentfaltung begleiten jeden militärischen Erfolg. Die Studie zeigt, wie strategische Weite und politischer Argwohn sich gegenseitig verstärken und Wallensteins Position doppeldeutig machen.

Ein weiterer markanter Einschnitt ist die Entlassung, die Huch weder als reine Intrige noch als bloße Fehlentscheidung deutet, sondern als Ergebnis kumulierter Spannungen. Der Feldherr zieht sich zurück, doch die Kriegswirklichkeit konterkariert den Wunsch nach dauerhafter Abkehr. Als die militärische Lage sich zuspitzt, erfolgt die Rückberufung, nun mit Bedingungen, die seine Eigenständigkeit begrenzen sollen. Huch beschreibt diese Phase als Prüfung für Wallensteins Fähigkeit, Loyalität nach oben mit Kontrolle nach unten zu vereinbaren. Der Zwiespalt zwischen persönlicher Autorität und geforderter Unterordnung tritt schärfer hervor und verschiebt die Gewichte von Vertrauen, Furcht und Zweckmäßigkeit.

In der späten Führungstätigkeit rückt Huch die Ambivalenz von Wallensteins Zielen in den Vordergrund. Sie diskutiert, inwiefern militärische Zurückhaltung, Verhandlungen und taktische Unbestimmtheit Ausdruck eines übergeordneten Friedenswillens oder eines kalkulierten Machtspiels sind. Gleichzeitig wächst der Druck, eindeutige Loyalitäten zu bekennen, während die Fronten des Krieges sich wandeln. Die Beziehungen zu Offizieren und auswärtigen Mächten erscheinen vielschichtig, von

Loyalitätszusagen, Missverständnissen und interessengeleiteten Lesarten durchzogen. Entscheidende Weichenstellungen bleiben bewusst offen, wodurch die Deutung der Motive zum Prüfstein der Charakterstudie wird. Huch vermeidet eindimensionale Urteile und verfolgt, wie sich strategische Optionen verengen, ohne sofort in eindeutige Schuldzuweisungen zu münden.

Die letzte Phase schildert Huch als Verdichtung von Misstrauen, Kommunikationsbrüchen und politischer Mobilisierung gegen den Feldherrn. Offizielle Maßnahmen, Deutungen von Befehlen und das Agieren von Gegnern und ehemaligen Verbündeten bewirken eine rasche Erosion seiner Stellung. Psychologische Momente – Erschöpfung, Entschlossenheit, Spekulationen über Absichten – verschränken sich mit strukturellen Faktoren wie Versorgungslage und Bündniskalkül. Huch zeichnet die Schritte nach, die den Handlungsspielraum verringern und den Ausgang vorbereiten, ohne ihn auszuformulieren. Im Vordergrund steht die Frage, ob Charakter oder System die Oberhand behält, wenn Vertrauen in Machtpolitik umschlägt. Beides bleibt in ihrer Darstellung bewusst spannungsreich.

Abschließend verdichtet Huch ihre Beobachtungen zu einer Bilanz, die Wallenstein weder heroisiert noch dämonisiert. Die Studie zeigt, wie in Zeiten allgemeiner Verwüstung Führung zur moralischen und politischen Gratwanderung wird und wie leicht Stärke in Isolation umschlägt. Indem sie zeitgenössische Urteile mit nüchterner Analyse konfrontiert, relativiert Huch nachwirkende Legenden und schärft den Blick für die Verflechtung von Persönlichkeit und Epoche. Die übergeordnete Aussage bleibt offen genug, um unterschiedliche Lesarten zuzulassen, wirkt aber als Warnung vor der Verabsolutierung persönlicher Machtansprüche und als Anstoß, historische Verantwortung jenseits einfacher Gegensätze und Zwänge zu bedenken.

Historischer Kontext

Inhaltsverzeichnis

Ricarda Huchs 'Wallenstein: Eine Charakterstudie' erschien 1915 im deutschsprachigen Raum. Der biographische Blick richtet sich auf das frühe 17. Jahrhundert und den Raum des Heiligen Römischen Reichs, besonders Böhmen und die Habsburgermonarchie. Prägende Institutionen waren Reichstag und Kurfürstenkolleg, die habsburgische Hof- und Kriegsverwaltung, die katholische Liga, daneben landständische Ordnungen und städtische Obrigkeiten. Kriegführung beruhte auf Kriegsunternehmern und Söldnerheeren, finanziert durch Kontributionen. Konfessionelle Strukturen – katholische, lutherische und reformierte Kirchen – bestimmten Loyalitäten und Politik. Huch schreibt aus der Tradition quellengesättigter Geschichtsschreibung, die seit Leopold von Ranke Archivrecherche und genaue Quellenkritik ins Zentrum stellte.

Huchs Studie knüpft an ihre vorausgehenden Arbeiten zum Dreißigjährigen Krieg (1912–1914) an und vertieft die Frage, wie Persönlichkeit, Amt und Systemzwänge zusammenwirken. Sie unterscheidet zwischen zeitgenössischer Apologie, polemischer Gegenschrift und geordneten Amtsüberlieferungen und vergleicht Korrespondenzen, Mandate und Kriegsratsprotokolle. Dadurch konturiert sie Wallenstein als Akteur im Gefüge kaiserlicher Politik, Landeshoheit und Kriegsökonomie. Der Zugriff steht in einem Milieu, das durch Universitätsseminare, Landesarchive und historische Kommissionen geprägt war. Zugleich grenzt sich Huch methodisch von dramatischen Überhöhungen ab, indem sie literarische Anschaulichkeit mit Nachweisbarkeit verbindet.

und Diskussionen der Forschung um Motive, Befehlswege und Entscheidungszeiten referiert.

Die Studie verortet Wallensteins Aufstieg im Kontext der böhmischen Unruhen und ihrer Folgen. Nach dem Prager Fenstersturz 1618 eskalierte der Konflikt zwischen den Ständen Böhmens und dem Haus Habsburg; die Niederlage der Aufständischen am Weißen Berg 1620 leitete umfassende Konfiskationen ein. Aus diesen Umwälzungen entstanden neue Besitz- und Machtverhältnisse, in denen Wallenstein erheblich an Einfluss gewann. Huch zeigt, wie kaiserliche Belohnungssysteme, Kredite und Heeresorganisation die Karriere eines Kriegsunternehmers ermöglichten. Wallenstein stellte ab 1625 ein großes Heer für Kaiser Ferdinand II. auf und verband militärische Dienste mit territorialer Verdichtung im Norden Böhmens, die als Herrschaft Friedland verankert wurde.

Im dänischen Kriegsteil (1625–1629) spiegelt die Studie zentrale Entwicklungen: die Ausdehnung des Kriegs auf Norddeutschland, die fiskalische Belastung der Untertanen und die Macht der Liga unter Maximilian I. von Bayern. Wallenstein erzielte Erfolge gegen Ernst von Mansfeld und Christian IV. von Dänemark; zugleich scheiterte 1628 die Belagerung der Hansestadt Stralsund, die durch auswärtige Hilfe standhielt. 1629 wurde Wallenstein vom Kaiser mit Mecklenburg belehnt, während das Restitutionsedikt die konfessionelle Ordnung zugunsten katholischer Ansprüche verschob. Huch hebt den wachsenden Konflikt zwischen kaiserlicher Zentralgewalt, Fürsteninteressen und dem Einfluss eines übermächtigen Generalissimus hervor. Das spiegelt die Reichsverfassung unter Kriegsdruck.

Mit der schwedischen Intervention ab 1630 veränderte sich das Kräfteverhältnis. Unter dem Eindruck schwedischer Siege und politischer Opposition wurde Wallenstein 1630 entlassen, aber 1632 erneut berufen, um die kaiserlichen Truppen zu führen. Huch betont die strategische Vorsicht und die schwierige Koordination mit der Liga. Die Schlacht

bei Lützen am 16. November 1632, in der Gustav II. Adolf fiel, wurde trotz hoher Verluste von den Schweden behauptet; die Auseinandersetzung verdeutlicht die Grenzen operativer Entscheidungen im Rahmen eines zersplitterten Reichs. Huch rekonstruiert Marschpläne, Logistik und Heeresmoral anhand von Befehlen und zeitnahen Berichten.

Für die Jahre 1633–1634 analysiert Huch die Versuche, aus kriegsmüden Kräften politische Vorteile zu ziehen: Verhandlungen mit Reichsständen, Kontaktsuchen zu Gegnern und Loyalitätsbindungen in der Generalität. Der Pilsener Revers von 1634, eine Offiziersbindung an Wallenstein, erhöhte Misstrauen am Hof. Die Entfremdung kulminierte in seiner Absetzung und Tötung in Eger am 25. Februar 1634 durch Offiziere, die sich auf kaiserliche Vollmachten beriefen. Huch ordnet diese Vorgänge in die Logik von Staatsraison, Patronage und den Spannungen zwischen dynastischer Autorität und militärischer Eigenmacht ein, ohne die dokumentarische Evidenz zu überschreiten. Anschließend veränderte die Schlacht bei Nördlingen 1634 die Kriegsdynamik im Reich.

Als Charakterstudie verbindet das Buch institutionelle Geschichte mit psychologischer Profilierung. Huch prüft Legendenbildungen und literarische Deutungen, namentlich die seit Schillers Drama verbreiteten Motive, gegen Briefe, Mandate und Berichte von Gesandten. Sie zeichnet Wallensteins Herrschaftsstil, seine Finanzierungspraktiken, die Pflege von Klientel und sein Verhältnis zu Geistlichen und Fürsten nach. Dabei werden Begriffe wie Kriegsunternehmertum, Kontribution und Reichsverfassung anschaulich, ohne heroische Überhöhung. Huchs nüchterne Sprache und die explizite Quellenorientierung positionieren die Studie innerhalb einer kritischen, quellengestützten Nationalgeschichtsschreibung des frühen 20. Jahrhunderts. Sie verortet die Figur zudem im europäischen Mächtegefüge

und vergleicht habsburgische, sächsische und schwedische Interessen.

Im Ergebnis liefert Huch einen historischen Kommentar zur Epoche: Der Dreißigjährige Krieg erscheint als Zusammenspiel von Konfessionspolitik, dynastischer Strategie, sozialer Desorganisation und einer militarisierten Finanzwirtschaft. Wallenstein steht darin als exemplarische Figur der frühmodernen Staatsbildung und ihrer Risiken. Die 1915 erschienene Studie verknüpft literarische Prägnanz mit methodischer Strenge und macht die komplexe Entscheidungsstruktur des Alten Reiches greifbar. Indem Huch die Macht des Einzelnen stets an Institutionen, Ressourcen und Verfahren zurückbindet, bietet sie eine sachliche Korrektur populärer Vereinfachungen und eine präzise, quellengestützte Deutung der Hoffnungen und Katastrophen der Zeit. Das Buch bleibt damit eine zuverlässige Orientierung im historischen Verständnis des Kriegs und seiner Akteure.

Wallenstein: Eine Charakterstudie

Hauptinhaltsverzeichnis

Cover

Titelblatt

Text

Das siebzehnte Jahrhundert war für das Deutsche Reich die Zeit der Auflösung: die einzelnen Organe des ungeheuren Körpers waren so selbständig geworden, daß die Kraft des Mittelpunktes nicht mehr ausreichte, sie zusammenzufassen. In ganz Europa war während des Mittelalters mit dem Feudalsystem[1] die Vielheit der Grundgedanke der Staatenbildung gewesen, nirgends aber so im Wesen der Nation wurzelnd wie in Deutschland. Die strenge und kahle Einheit, die dem Romanen entspricht, widersteht dem kindlich phantasievollen Germanen, den es zur Fülle der Einzellerscheinung drängt, und dieser Geistesverfassung gemäß gestalteten sie die von den Romanen übernommene Idee des Weltreichs überschwenglich um. Sie wurde desto formloser, je weiter die Grenzen der Erde sich ausdehnten, vollends aber durch den Zusammenhang mit der weltumfassenden Kirche.

Daß der Süden Deutschlands Italien mehr zuneigte, war schon durch die geographische Lage und alles damit Zusammenhängende bedingt; in der Glaubensspaltung kam diese Verschiedenheit der Richtung unausgleichbar zum Ausdruck. Durch das in eine Menge von Einzelexistenzen zerfallende Reich war damit ein Schnitt geführt, der es in zwei gegensätzliche Hälften teilte, von denen die südliche als Sitz der Kaisergewalt stärker war, die nördliche als Quell frischer Energien und als Träger einer neuen, zweckmäßigeren politischen Idee.

Hätten sich nur die kaiserliche Zentralgewalt und die protestantischen Rebellen gegenübergestanden, so wäre ein entschiedener Sieg auf der einen oder anderen Seite möglich gewesen; aber in einem weit unheilbareren Gegensatz zum Kaiser standen seine uralten Gegner, die Aristokraten, von denen die vornehmsten, die Kurfürsten[2], in ihrer Gesamtheit ihm überlegen waren. Der Kaiser war für

das Reich, das er nicht unmittelbar beherrschte, der Quell der Rechte und Freiheiten; es bezeichnet die Verwickeltheit der Verhältnisse, daß die Fürsten, insbesondere die Kurfürsten, sich die Vorkämpfer der deutschen Libertät^[3] nannten, womit sie ihre Unabhängigkeit vom Reichsoberhaupte meinten. Dies hätte die Städte, deren Selbständigkeit auf der Abhängigkeit vom Kaiser beruhte und durch die zunehmende Libertät oder Übermacht der Fürsten bedroht war, nicht täuschen können, wäre nicht der Kaiser zugleich Fürst, wäre er nicht katholisch und mit Spanien verbündet gewesen, wodurch er zum Feind auch ihrer Freiheit wurde, sowohl der äußeren wie der inneren. Ein Wirrwarr von Beziehungen ergab sich aus dem doppelten Gegensatz, so daß des Kaisers schärfste politische Gegner, die Kurfürsten, soweit sie katholisch waren, doch seine Stütze bildeten, während sie untereinander durch den Glauben getrennt und von den übrigen Fürsten durch ihre höheren Ansprüche geschieden wurden. Die natürlichen Verbündeten des Kaisers, die freien Städte, machte ihr evangelisches Bekenntnis zu seinen Gegnern; andererseits warnte sie berechtigtes Mißtrauen nicht nur vor den katholischen, sondern auch vor den glaubensverwandten Fürsten.

Die Dezentralisation hätte nicht der Zustand des Reiches sein können, wenn es nicht der Zustand seiner Bewohner gewesen wäre, die um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts anfangen, von dem Typus abzuweichen, der sich in einer Reihe von Geschlechtern herausgebildet hatte. Man könnte das siebzehnte Jahrhundert, einen Teil des sechzehnten mit hinzunehmend, das interessanteste und anziehendste, vielgestaltigste und rätselhafteste unserer Geschichte, das Jahrhundert der Degeneration oder Entartung nennen, besser noch der Abartung oder Arterweiterung, damit durch den Ausdruck angedeutet sei, daß die abnormen Individuen, die nun erscheinen, nicht notwendig schlechter als der normale Typus sein müssen,

wenn sie auch zu ihrer Erhaltung und zur Erhaltung der Art weniger gut geeignet sind.

An der Spitze des zerfallenden Riesenkörpers stand die Familie der Habsburger, in ihrer seelischen Zerrüttung ein erschütterndes Symbol des dem Untergange geweihten heiligen Reiches. Der Ausgangspunkt der Krankheit, die sich mittels der vielverzweigten Herrscherfamilie wie ein zersetzender Giftstrom durch Europa ergoß, wird in Johanna der Wahnsinnigen[4], der Erbin Spaniens, gesucht; wie es heißt, erkrankte sie beim Tode ihres Mannes, Philipps des Schönen[5], und wollte seinen Leichnam nicht von sich lassen. Es scheint jedoch, daß auch die Familie Habsburg sowie die Familie Burgund, von denen Philipp, Sohn des ersten Maximilian, abstammte, bereits in Entartung begriffen waren, so daß sich in dieser verhängnisvollen Ehe die Schwäche und Begabung zweier sich auflösender Geschlechter kreuzten. Nebeneinander treten nun bei den Habsburgern eine Neigung zur Schwermut auf und eine oft bis zum Vernunftlosen und Kindischen gehende Leichtfertigkeit, welche letztere schon im Charakter Maximilians I[6] sich zeigte. Auf einem zeitgenössischen Bilde von Johanna der Wahnsinnigen sieht man das lange Gesicht, die lange Nase, die schwere Unterlippe, die für die Habsburger charakteristisch wurden; ihre Augen haben den gegenstandslosen, trostlosen Blick der Schwermut.

In dem Enkel Karls V., dem Kaiser Maximilian II., erschien das Krankhafte nicht so sehr als Melancholie wie als Unentschlossenheit und Schwanken; die Disharmonie seiner Anlage war nicht so groß, daß sein lebhafter Verstand sie nicht einigermaßen hätte ausgleichen können. Zu deutlicher Entfaltung kam dagegen die Krankheit, die man die spanische nannte, an Maximilians Sohn Rudolf[7]; war doch auch durch die Heirat Maximilians mit seiner spanischen Kusine das trübe habsburgische Blut anstatt erfrischt noch mehr zersetzt. Man bemerkte an Rudolf schon in seinen Jünglingsjahren Anwandlungen von Schwermut,

Neigung zur Einsamkeit, Unlust zu allen Geschäften und Unfähigkeit, Entschlüsse zu fassen; um das fünfzigste Lebensjahr zeigte sich wirkliche Geistesverwirrung. Es wechselten nun Perioden, wo der Kaiser sich von aller Tätigkeit so zurückzog, daß er nicht einmal mehr Audienzen erteilte oder Unterschriften machte, mit solchen ab, wo er mit ungewohnter Schärfe handelte und in fast despotischer Weise den Herrscher herauskehrte; allerdings nicht persönlich, denn seine Scheu vor öffentlichem Auftreten blieb sich immer gleich. Die fortschreitende seelische Auflösung offenbarte sich auch in dem, was man Verschlechterung seines Charakters nennen könnte. Wer mit ihm verkehrte, pflegte zuerst durch die gehaltene Würde seines Wesens für ihn eingenommen zu werden, lernte ihn aber früher oder später als feige, falsch, verlogen, ränkesüchtig, rachsüchtig und grausam kennen. Durch seine prahlerisch verkündeten und nie ausgeführten Pläne besonders in Hinsicht auf Verheiratung machte er sich lächerlich; er ging bis zu seinem Tode auf Freiersfüßen, teils um seine Erben zu schrecken, teils weil das Spielen mit dem Gedanken ihn reizte. Aus krankhafter Schüchternheit und um sich gehen lassen zu können, zog er den Umgang mit Leuten niedrigen Standes vor; aber auch deshalb, weil sein unausgereiftes, kindlich gebliebenes Gemüt sich in solchen Kreisen am meisten zu Hause fühlte. Wenn er nicht handeln mußte, wo er nur aufnahm und betrachtete, wirkte er sympathisch mit seiner Liebe zur Natur und zu den Tieren, seinem Heimweh nach den Bergen Tirols, wo es ihm einmal wohl gewesen war, mit seinem Sichversenken in Kunstwerke aller Art. Das Sammeln von Kunstgegenständen war unter den Fürsten Mode; es scheint aber, daß für Rudolf die Beschäftigung mit der Kunst Bedürfnis war und daß er selbständigen Geschmack hatte. Der Mensch begann damals nicht nur mehr als geschlossene Einheit, sondern als ein Teil des Naturganzen begriffen zu werden, und man kann sich vorstellen, wie dies zugleich schmerzliche und süße